

# Die häufige und tägliche Kommunion der Gläubigen

*Ihre Erlaubtheit und erhöhte Fruchtbarkeit im Lichte der Geschichte*

Von Heinrich Bleienstein S. J., München

Wer die öftere Kommunion der Laien, wie sie heute in der Kirche üblich ist, in ihrer einzigartigen, für den Hochstand des christlichen Lebens entscheidenden Bedeutung recht erkennen und dementsprechend mit innerer Überzeugung fördern will, tut gut daran, bei der Erforschung der Sakramentengeschichte in die Schule zu gehen<sup>1</sup>. Hier wird er hören, daß es nach der heiligen Beichte kein anderes Sakrament gibt, für dessen häufigen und fruchtbaren Empfang aus der Vergangenheit, theoretisch und praktisch, so viel gelernt werden kann, wie die heiligste Eucharistie.

Schon die auffallende Verschiedenheit des Sinnes, in dem das Wort „häufig“ in den historischen Quellen und Schriften, oft sogar innerhalb des gleichen Jahrhunderts, gebraucht wurde, vermittelt uns die wichtige Einsicht, daß der Standpunkt der Moralisten und Lehrer des geistlichen Lebens in der Begründung und Bestimmung der Kommunionhäufigkeit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts kein einheitlicher war. Während z. B. im Mittelalter allgemein schon vier Kommunionen jährlich als „häufig“ galten, verstand der hl. Albert der Große († 1280) darunter die Monatskommunion. Bei Savonarola († 1489) ist der Sinn des Wortes auf die wöchentliche oder 14tägige Kommunion eingeschränkt, während im gleichen Jahrhundert der Kartäuser Dionysius von Ryckel († 1471) eine viel kleinere Anzahl von Kommunionen als „häufig“ beurteilt. Nach Alfons von Liguori († 1696) verdient nicht einmal die wöchentliche Kommunion als „häufig“ gekennzeichnet zu werden.

Dieser Auffassung des heiligen Kirchenlehrers haben sich alle kommenden Theologen und Lehrer des geistlichen Lebens angeschlossen, zuletzt mit seiner ganzen Lehrautorität Papst Pius X. in dem Dekret „Sacra Tridentina Synodus“ vom 20. Dezember 1905, das die Bezeichnung „häufig“ dem mehrmals wöchentlichen oder

## <sup>1</sup>Quellensammlungen:

P. Browe, *De frequenti Communione in Ecclesia Occidentali usque ad annum c. 1000*, in: *Textus et Documenta, series theol. n. 5*, Romae 1932.

I. de Guibert, *Documenta ecclesiastica christianae perfectionis*, Romae 1931.

Joh. Quasten, *Monumenta eucharistica et liturgica vetustissima*, in: *Florilegium patristicum* n. 7, Paderborn 1935—37.

## Monographien:

P. Browe, *Die häufige Kommunion im Mittelalter*, Münster i. W. 1938.

ders., *Die Pflichtkommunion im Mittelalter*, Münster i. W. 1940

I. Hoffmann, *Geschichte der Laienkommunion bis zum Tridentinum*, Speyer 1891.

Jac. Nouwens, *De veelvoudige H. Communie in de geestelijke Literatuur der Nederlanden vanaf het midden van de 16<sup>e</sup> eeuw tot in de eerste helft van de 18<sup>e</sup> eeuw*, Bilthoven en Antwerpen 1952.

J. A. Jungmann, *Missarum Sollemnia*, 2 Bde, Wien 1948.

W. Trapp, *Vorgeschichte und Ursprung der liturgischen Bewegung vorwiegend ... im deutschen Sprachgebiet*, Regensburg 1940

P. Dudon, *Pour la Communion fréquente et quotidienne*, Paris 1910.

## Gesamtdarstellungen:

E. Dublanchy, in: *Dict. Théol. Cathol.* III, 515 ff.

J. Duhr, in: *Dict. de Spiritualité*, II, col. 1234 ff.

H. Leclercq, in: *Dict. d'Archéol. et de Liturgie*, III, 2457 ff.

fast täglichen Kommunionempfang vorbehält. Dieser Sprachgebrauch im Munde des „eucharistischen“ Papstes leuchtet ein, wenn man daran denkt, daß nach dem Sinn, nicht nach dem Wortlaut, der eucharistischen Reden Jesu (Joh 6, 32 ff) und nach den Erklärungen der Trienter Konzilsväter kein Zweifel daran sein kann, daß das Verlangen Christi und seiner Kirche dahin geht, daß alle Gläubigen täglich zum heiligen Mahle hinzutreten, um seine Heilungskräfte in reicherm Maße zu erfahren.

## *1. Der geschichtliche Verlauf*

### *Vom 1. bis 6. Jahrhundert*

In richtiger Erkenntnis dieses Verlangens pflegten die ersten Christen, so oft sie in ihren Eucharistiefeiern des Todes des Herrn gedachten, sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken. Ein Opfermahl ohne den Genuß der Opferspeise war sozusagen undenkbar. Darum wurde auch die römische Messe von Anfang an in ihrem Vollzug so ausgerichtet, daß auf die Kommunion des Priesters die Kommunion der Gemeinde folgte. Da die Gläubigen keine anderen Kommuniongebete hatten, als die, die sie mit dem Zelebranten verrichteten und der Zelebrant mit ihnen, wurden sie durch den Gang der Liturgie selbst zum heiligen Mahle hingeführt. Doch beschränkte sich der Kommunionempfang im christlichen Altertum nicht auf die Tage und Stunden der Messe. In den langen Jahrhunderten, in denen die heiligen Mysterien nur an Sonn- und Festtagen gefeiert wurden, durften die Laien am Herrentag das konsekrierte Brot mit nach Hause nehmen und mit eigener Hand vor jeder anderen Speise Tag für Tag davon genießen. Sobald allerdings die Kirche unter Kaiser Konstantin († 397) Frieden erhielt und die Gottesdienste häufiger oder täglich gefeiert wurden, konnte und mußte die Kirche, der vielen Mißbräuche wegen, die Eucharistie den Händen der Laien entziehen und ihre Ausspendung der Feier der heiligen Messe vorbehalten. Dabei blieb die Kommunion aller Anwesenden bis zum 4. und 5. Jahrhundert, aufs ganze gesehen, die Regel, wie die Kirchenväter und Kirchenlehrer dieser Zeit für den Westen und Osten einstimmig bezeugen. In einzelnen Ländern war allerdings die häufige Kommunion so auffallend zurückgegangen, daß bereits Chrysostomus († 407) über Christen in der griechischen Kirche klagen mußte, die nur ein Mal im Jahr oder höchstens zwei bis drei Mal zum Tisch des Herrn gingen. Für Mailand bezeugt Ambrosius († 397), daß die gleiche eucharistische Lauheit auch in seinen Kirchensprengel eingedrungen war.

### *Vom 6. Jahrhundert bis zum Laterankonzil (1215)*

Ihren tiefsten Stand erreichte die Kommunionfrequenz zu Beginn des 6. Jahrhunderts; in dieser Zeit erfuhr sie einen solchen Rückgang, daß ihn auch die eifrigsten Reformversuche eines Venantius Fortunatus († 600), eines Isidor von Sevilla († 636), eines Walafried Strabo († 849), eines Amalar von Metz († ca. 850), eines Petrus Damiani († 1072) u. a. nicht mehr aufhalten konnten. Doch ist es diesen Männern zu verdanken, daß trotz einer solchen Entwicklung die häufige Kommunion nicht völlig ausstarb. Die Zahl der Laien, von denen berichtet wird, daß sie täglich kommunizierten, ist zwar verschwindend gering. Aber von mehreren Mönchsklöstern wissen wir, daß sie ihren alten Bräuchen treu blieben und an allen Sonn- und Feiertagen zum Tisch des Herrn hinzutraten. Diese Ausnahmen bestätigten

aber nur die Regel, daß im frühen Mittelalter so wenig kommuniziert wurde, daß eine Priesterunterweisung aus den Tagen des hl. Bernhard von Clairvaux die Gesamtsituation folgendermaßen charakterisieren konnte: die tägliche Kommunion ist ein Vorrecht der Priester; die andern sind nur an bestimmten Festen zugelassen.

Doch auch unter diesen entmutigenden Umständen ließ die Kirche nicht nach, die Gläubigen zum häufigen Empfang des heiligen Sakramentes einzuladen. Damals waren es aber nicht die Päpste, die in diesem Sinne ihre Stimme erhoben, sondern die Landesbischöfe, die mit Hilfe ihrer Theologen dem Niedergang des eucharistischen Lebens durch Abhaltung von Nationalkonzilien zu begegnen suchten. Ihr Gedanke dabei war, eine Mindestzahl von Kommunionen vorzuschreiben, die alle ihre Untergebenen verpflichten sollte. Ihre erste Forderung war die Wochenkommunion, die sich aber in der Masse des Christenvolkes so wenig durchsetzte, daß man sich nacheinander auf die Monats- und die dreimal jährliche Festtagskommunion beschränken mußte. Aber auch dieses Minimum wurde von vielen Christen so schlecht beobachtet, daß praktisch nurmehr die einmalige Jahreskommunion als für alle verpflichtend übrig blieb.

In diese Entwicklung der Kommunionfrage, die im Gegensatz zum geltenden Sakramentenrecht erfolgt war und die Gewissen der Gläubigen verwirrte, griff das 4. Laterankonzil im Jahre 1214 entscheidend ein, indem es sich den gegebenen Verhältnissen anpaßte und allein die Osterkommunion für die ganze Christenheit obligatorisch machte. Damit wurde von der Kirche kraft ihrer höchsten Lehrautorität zum ersten Mal das Minimum bestimmt, das notwendig und genügend ist, um den eucharistischen Wunsch Jesu zu erfüllen und des von ihm verheißenen Lebens teilhaftig zu werden (Joh 6, 53 f.). Gleichzeitig wurde offenbar, bis zu welchem Punkt die Liebe und Güte des guten Hirten und seiner Kirche sich herablassen und der menschlichen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit entgegenkommen. Denn nur aus diesen Gründen konnten sich die Väter des Laterankonzils zu einer Konzession verstehen, die vom eucharistischen Ideal der Kirche so weit entfernt liegt.

#### *Vom Laterankonzil bis zum Tridentinum (1551)*

Darum hörten auch ihre Theologen und geistlichen Lehrer nicht auf, die Gläubigen an unser „tägliches Brot“ im Gebet des Herrn zu erinnern und ihnen das Vorbild der altchristlichen Kommunionsgemeinden vor Augen zu stellen. Besonders die großen Meister der scholastischen Theologie Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Bonaventura und alle von ihnen beeinflussten Schriftsteller bemühten sich, eine hohe Ehrfurcht und Sittenreinheit als die Voraussetzung für den öfteren Genuß der Engelsspeise ihren Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen. Doch gelang es ihnen nicht, die geringe Kommunionfrequenz ihres Jahrhunderts zu überwinden oder gar eine eucharistische Neubewegung in der Kirche hervorzurufen. Diese angebahnt zu haben ist das Verdienst jener frommen Priester- und Nonnenkreise, die in Böhmen und Belgien ein vertieftes eucharistisches Leben führten und dafür auch in weiteren Kreisen Anhänger warben. In ihrem Mittelpunkt standen in *Prag* die Kanoniker Jan Melicz von Kremsier (†1374) und dessen Schüler Matthias von Janov († 1394), die mutig und planmäßig die häufige und tägliche Kommunion verteidigten und mit einer Schrift des letzteren den vollständigsten eucharistischen Traktat des Mittelalters geschaffen haben.

In der Gegend von *Lüttich* waren es die heiligen Frauenmystikerinnen, die, um die selige Begine Maria von Oignies († 1213) geschart, „das „Leben der Urkirche“ erneuerten und der Weltkirche die heilige Priorin Juliana († 1258) schenkten, auf die Einführung des Fronleichnamsfestes zurückgeht. Die rasche und weite Verbreitung seiner Prozessionen hat nicht nur den Glauben an das Altarssakrament gestärkt, sondern auch das Verlangen nach seinem öfteren Genuß wesentlich gesteigert. Das zeigen deutlich die Fronleichnamspredigten Taulers († 1361) und des Fraterherrn Gabriel Biel († 1495), in denen in einer neu aufgebrochenen Liebe und in einer neuen Sprache für die öftere und tägliche Kommunion geeifert wurde. Derselbe Geist kam auch zum Ausdruck im 4. Buch der „Nachfolge Christi“. Trotz der hieraus ersichtlichen Bedeutung des in Belgien und Böhmen erblühenden eucharistischen Frühlings, war seine Ausstrahlung in andere Länder gering. In Spanien, Deutschland und Italien blieb die häufige Kommunion noch lange eine Ausnahme. Erst ein Jahrhundert später gelang es der neuen Bewegung auf literarischem Weg nach Spanien zu kommen und im seligen Johannes von Avila († 1569) und dem ihm geistesverwandten Dominikaner Ludwig von Granada († 1588) die ersten Kunder ihrer eucharistischen Ideale zu finden.

In *Rom* waren es neben den heiligen Ordensstiftern Antonius M. Zaccaria († 1539) und Cajetan von Tiene († 1547) vor allem Ignatius von Loyola (1556) und seine ersten Jünger, die sich für die eucharistische Erneuerungsbewegung tatkräftig einsetzten. Solange sie noch Laien waren, pflegten sie in jeder Messe, der sie beiwohnten, das heilige Sakrament zu empfangen, eine Praxis, die sie auch als Priester und Prediger dem gläubigen Volk ans Herz legten. Die tägliche Kommunion empfahlen sie aber nur denen, bei denen sie die Voraussetzung für einen möglichst fruchtbaren Empfang gegeben wußten. Ihr allgemeines Seelsorgsziel war die Wochenkommunion, für die sie sich mit allen Mitteln einsetzten, vor allem in den Exerzitien und den von ihnen gegründeten „Kommunikanten“- und „Corpus Domini“-Bruderschaften. Als ihr Vorgehen auf Widerspruch stieß, wurden Salmeron, Bobadilla und Christoph Sanchez aus Madrid (daher *Madridius* genannt) mit der Verteidigung ihres Kommunion-Apostolates beauftragt. Die beste unter den drei Apologien lieferte *Madridius*, die 1555 in Neapel erschien und so viel Anklang fand, daß sie bis zur Jahrhundertwende nicht weniger als 8 Auflagen erlebte. Einer seiner literarisch rühmrigsten Anhänger war der römische Weltpriester Hieronymus Cacciaguerra, der sich allen Widerständen und Verdächtigungen zum Trotz, mutig sogar für die tägliche Kommunion einsetzte. Er war Mitarbeiter des hl. Philipp Neri, der das eucharistische Apostolat im Sinne seines Schülers nicht mitmachte und seine Beichtkinder nur sehr selten zum täglichen Herrnmahl anregte.

Dieser Gegensatz zwischen Meister und Jünger ging auf die verschiedene Beantwortung einer Streitfrage zurück, die *Madridius* folgendermaßen formulierte: Tut einer, der das heilige Sakrament löblicherweise empfangen kann, besser und fruchtbarer daran, öfters zu kommunizieren oder sich (aus Ehrfurcht) davon zu enthalten und nicht mehr als zweimal jährlich zum Tisch des Herrn zu gehen? Zur Lösung dieses schweren Problems hat das Konzil von Trient in der 13. und 22. Sitzung (1551 und 1562) die erste lehramtliche Antwort gegeben: Es erklärte, daß die Kommunion die unentbehrliche Nahrung der Seele sei, das Gegengift zur Befreiung von läßlichen Sünden und zur Bewahrung von Todsünden, und sprach den Wunsch aus, daß die

Gläubigen, so oft sie dem heiligen Meßopfer beiwohnten, nicht bloß die geistliche, sondern auch die sakramentale Kommunion empfangen sollten. Als Bedingung zu ihrem Genuß wurden außer der Freiheit von Todsünden große Ehrfurcht, Heiligkeit und Tugendstärke verlangt.

Alle diese Lehren gingen mit ausführlichen Erklärungen über in den Catechismus Tridentinus oder Romanus, der auf Beschluß des Konzils 1566 erschien und den Pfarrern zur Pflicht machte, die Gläubigen häufig zu ermahnen, sie sollten, wie sie es für unerläßlich hielten, dem Leib Tag für Tag seine Nahrung zuzuführen, so auch ihre Seele nicht verkümmern lassen und ihr täglich durch das Sakrament der Eucharistie neue Nahrung gewähren. Im gleichen Sinn erklärte die Konzilskongregation 1587 dem Bischof von Brescia, der die Kommunion der Laien auf drei Tage in der Woche einschränken wollte, daß die Gläubigen bei guter Disposition am täglichen Kommunionempfang nicht behindert werden dürften. Gleichzeitig wurden die Obern in Frauenklöstern bevollmächtigt, ihre Untergebenen auf deren Wunsch, über die in der Ordensregel festgesetzten Kommunionstage hinaus, täglich zum Tisch des Herrn gehen zu lassen. Als in Spanien im Kreise der Alumbrados das Mitspracherecht, d. h. der Rat des Beichtvaters hinsichtlich der Häufigkeit der Kommunion, grundsätzlich bestritten und abgelehnt wurde, verfiel diese „völlig neue Lehre“ der kirchlichen Zensur; ebenso der Satz, daß die tägliche Kommunion eine Verpflichtung göttlichen Rechtes sei, der am 15. Februar 1679 verworfen wurde. Unter den „Irrtümern des Michael Molinos“ wurde am 16. Nov. 1687 die quietistische These verurteilt, daß für „innerliche Seelen“ zur Vorbereitung und Danksagung nach der hl. Kommunion nichts anderes erforderlich sei, als das Verharren in der gewohnten „passiven Resignation“, die alle anderen Tugendakte, die auf dem gewöhnlichen Weg möglich seien, auf vollkommene Weise ersetze.

#### *Vom Tridentinum bis zum Kommuniondekret Papst Pius X. (20. 12. 1905)*

Wie alle diese Maßnahmen zeigen, waren die Päpste sorgsam bemüht, die eucharistischen Bestimmungen des Tridentinums vor Irrtümern und Übertreibungen zu bewahren und der häufigen und täglichen Kommunion gesicherte Wege zu bereiten. Dabei wurde als allgemein gültige Norm die einfache Forderung aufgestellt, jeder Gläubige sollte so leben, daß er täglich das Brot der Engel essen könnte. Die Spannung zwischen Ehrfurcht und Liebe, zwischen göttlicher Heiligkeit und menschlicher Unwürdigkeit, die die Seelen damals quälte, war aber damit nicht gelöst und die Folge davon war, daß die Theologen der nachtridentinischen Zeit in der Frage nach der Kommunionhäufigkeit in drei verschiedenen Richtungen auseinandergingen und je nach ihrem Standpunkt als „Idealisten“, „Realisten“ oder „Rigoristen“ bezeichnet werden können.

*Idealisten* oder Optimisten waren jene Theologen, die sich im 17. Jahrhundert besonders in Spanien in Wort und Schrift so kühn für die allgemeine Verbreitung der täglichen Kommunionpraxis einsetzten, daß man sie mit einem gewissen Recht als Vorläufer des eucharistischen Papstes Pius X. werten konnte. Neben Juan Falconi († 1638), Pedro Marzilla war es vor allem der Kartäuser Antonio de Molina († 1608), der in einer „Instruktion für Priester“ durch seine maßvollen und milden Bedingungen auch den Laien den Zugang zur Kommunion erleichtert und die Bewegung für die tägliche Kommunion sehr verdienstvoll gefördert hat. Dabei stand

er, bei aller Hochachtung und Verehrung ihrer Vertreter, im bewußten Gegensatz zur eucharistischen Theorie und Praxis aller jener, deren allgemeines seelsorgliches Ziel nicht die tägliche, sondern die wöchentliche Kommunion war.

Das war besonders nachdrücklich bei den Jesuiten der Fall, die als typische „*Realisten*“ das erreichbare Gute nicht durch das ideal Bessere gefährden wollten und im Hinblick auf den Glaubensschwund und den Sittenverfall ihrer Zeit der Erneuerung weitester Volkskreise am besten durch ihre begrenzte, d. h. achttägige Kommunionhäufigkeit dienen zu können glaubten. Wie weit sie mit dieser Methode der seelischen Lage und Heilsempfänglichkeit der einzelnen entgegenkamen, zeigt deutlich die zweite Regel der kirchlichen Gesinnung im Exerzitienbuch des hl. Ignatius, in der gefordert wurde, „daß alle den Empfang des allerheiligsten Sakramentes loben sollen, wenn er einmal im Jahre stattfindet, und noch viel mehr, wenn er alle Monate oder, was noch viel besser ist, wenn er alle acht Tage geschieht, immer die vorgeschriebenen und erforderlichen Bedingungen vorausgesetzt“. Im gleichen Sinn wurde dem einfachen, ungebildeten, aber heilsbesorgten Exerzitanten, dem Mann aus dem Volk, der Rat gegeben, „alle acht Tage seine Sünden zu beichten und, wenn er könne, alle 14 Tage oder noch besser, falls er sich dazu angeregt fühle, alle acht Tage das hochheilige Sakrament zu empfangen“. Für den hl. Ignatius war schon der wöchentliche Kommunionempfang ein so hoher Grad der Frömmigkeit, daß der tägliche im Exerzitienbuch gar nicht erwähnt, geschweige denn allgemein empfohlen wurde. Aber er war, wie wir aus den Briefen des Heiligen wissen, nicht ausgeschlossen, sondern stand als letztes Ziel im Hintergrund für jene besonderen Fälle, in denen die dazu erforderlichen Voraussetzungen vorhanden schienen.

Dieser bewegliche, ganz an den seelischen Fähigkeiten und dem individuellen Heilsverlangen des einzelnen orientierte Standpunkt, wurde bald nach dem Tod des Ordensstifters durch eine Vorschrift abgelöst, die in der 26. „Regel für Priester“ S. J. ihren offiziellen Ausdruck fand. Nach ihr sollte die Werbung für den häufigen Kommunionempfang so geschehen, daß die Gläubigen, die dazu Neigung zeigten, abgehalten würden, öfters als alle acht Tage zum Tisch des Herrn zu gehen, besonders wenn es sich um Eheleute handelte. Diese Vorschrift wurde noch verschärft, als der 5. Ordensgeneral Aquaviva 1594 verlangte, über gemachte Ausnahmen an den zuständigen Provinzial zu berichten.

Daß diese Einschränkungen der Kommunionfreiheit den „Idealisten“ d. h. allen, die sich zur gleichen Zeit rückhaltlos und allgemein für die tägliche Kommunion einsetzten, ein scharfer Dorn im Auge waren, verrieten die Angriffe, die sie dagegen richteten. Aber weit entfernt, ihr Ziel — die Abschaffung der 26. Priesterregel, über die einer ihrer Wortführer mit dem Ordensgeneral brieflich verhandelte —, zu erreichen, riefen sie die Gegenwehr der Jesuitentheologen auf den Plan, unter denen Männer wie Salazar um 1622, J. Perlinus um 1632 und de Lugo um 1670, wie schon früher Toledo († 1596) und Franz Arias († 1605) ihre ganze Gelehrsamkeit aufboten, um die achttägige Kommunion als ideale Praxis für Laien darzustellen. Die Beweise dafür fielen ihnen um so leichter, als sie auf viele Mißbräuche bei den Gegnern hinweisen und sich aus Vergangenheit und Gegenwart auf angesehene Theologen, Mystiker und Heilige berufen konnten, die ihren strengen Standpunkt teilten. Natürlich war auch bei den „Realisten“ die tägliche Kommunion allgemein erlaubt, aber nur im Prinzip und theoretisch; denn ihr Empfang wurde von der Erfüllung

so hoher moralisch-asketischer Bedingungen abhängig gemacht, daß er nur in ganz seltenen Fällen praktisch werden konnte; auch für die strebsamsten Seelen in Welt und Kloster, selbst für die Scholastiker und Laienbrüder des eigenen Ordens kam nur die Wochenkommunion in Frage. Die meisten andern Gläubigen mußten sich mit der 14täglichen oder monatlichen Eucharistie begnügen.

Wie diese strengen Normen auch in der Seelsorge treu befolgt wurden, zeigt unter anderm das Vorgehen des hl. Petrus Canisius († 1599), der sich der Verbreitung der täglichen Kommunion in den Niederlanden widersetzte und für Frankreich das Beispiel des Nicolaus Caussin, von dem die Eucharistie als Belohnung für ganz solide Tugenden gewertet und darum nur mit großer Diskretion empfohlen wurde.

Doch diese eucharistische Sparsamkeit war keineswegs nur ein Reservat der Gesellschaft Jesu, sie war Gemeingut aller damaligen Seelsorgsorden. So sehr galt die Kommunion an Sonn- und Feiertagen als das normale Maß, daß die tägliche in den Konstitutionen des reformierten Karmel von der hl. Theresia von Avila sogar förmlich ausgeschlossen wurde.

Im Jahre 1640 erschien das begeisterte Jubiläumsbuch der Gesellschaft Jesu, die *Imago primi saeculi*, in dem die stark besuchten Beichtstühle und vollen Kommunionbänke als ein sichtbarer Beweis für die Richtigkeit ihres „realistischen“ Kommunion-Apostolates gedeutet wurden. Aber gerade diese stark besuchten Beichtstühle erregten den Anstoß der „Rigoristen“, d. h. der französischen Jansenisten, die in den „hastigen Absolutionen“ und den „häufigen“ Kommunionen einen Laxismus sahen, gegen den sie zweimal zu Felde zogen.

Der erste, besonders gegen den Jesuiten Seismaisons gerichtete Angriff wurde vorgetragen von Antoine Arnauld in seiner Schrift „*De la Fréquente Communion*“ (Paris 1643), die wegen ihrer gewandten, leicht lesbaren Sprache, ihren hohen sittlichen Anforderungen und ihrer Berufung auf die strenge Bußdisziplin der alten Kirche ungewöhnliches Aufsehen erregte und von zahlreichen Bischöfen und Doktoren empfohlen wurde. In ihr wurden angesichts der Heiligkeit Gottes und der Sündhaftigkeit des Menschen vom Kommunizierenden in der vorausgehenden Beicht solche außerordentliche Grade der Liebe und Herzensreinheit verlangt, daß, nach einer Bemerkung des hl. Vinzenz von Paul, selbst ein hl. Apostel Paulus nicht gewagt hätte, am Herrnmahl teilzunehmen. Die Folge davon war, daß die Zahl der Kommunionen merklich abnahm und die Förderung ihrer Häufigkeit einen schweren Schlag erhielt. Mit Rücksicht auf die Approbation der Bischöfe hat Rom nicht sofort eingegriffen. Erst 1690 wurden unter den 31 jansenistischen Irrtümern auch fünf von Arnauld verteidigte Thesen abgelehnt.

Die „Realisten“ ließen sich durch die Angriffe der „Rigoristen“ in ihrer Praxis nicht beirren. Obwohl sie durch den großen Einfluß der „Non Fréquente“ den Bestand und weiteren Erfolg ihres eucharistischen Apostolates schwer bedroht sahen, hielten sie an ihrem Kanon der Wochenkommunion so konsequent fest, daß weder im Werk ihres Hauptverteidigers, des Jesuiten Petavius (Paris 1644), noch in den Predigten oder Schriften seiner Mitbrüder Bourdaloue, Nouet, Surin, Crasset u. a. eine Spur der Annäherung an die „Idealisten“ zu entdecken war. Ausnahmen von dieser Praxis des Jesuitenordens bildeten Bossuet († 1704) und Fénelon († 1715), die die Laien einluden, sich bei aller Wahrung der Ehrfurcht nicht vom täglichen Genuß der Eucharistie abhalten zu lassen. Dieselben Bemühungen machten in Spanien der

Weltpriester Antonio de Royas (Alkala 1688) und noch kategorischer und solider der Regularkleriker Antonio Pinto (Madrid 1662). Dauernde Erfolge blieben ihnen aber versagt, weil seit 1693 der antieucharistische Vorstoß des Jansenisten Quesnel (1634—1719) einsetzte. Er konzentrierte sich später auf den Namen und das Werk des Jesuiten Jean Pichon (Paris 1745), das gegen die Anhänger und Verteidiger der Arnauld'schen Beicht- und Kommunionprinzipien gerichtet war. Ihnen wurden von Pichon die kirchlichen Bestimmungen im Sinne des Tridentinums gegenübergestellt, so daß der gegen ihn erhobene Vorwurf des Laxismus völlig unbegründet war. Um so angreifbarer waren dagegen, neben seiner kritiklosen und unklugen Art im allgemeinen, besonders seine Behauptungen über die unter Umständen göttliche Pflicht der Oftkommunion und über das dem Beichtvater zustehende Recht, die häufige Kommunion als Buße aufzuerlegen. Diese unhaltbaren Übertreibungen waren mit ein Grund, daß Pichons Buch nicht bloß von Jansenisten, sondern auch von Nicht-Jansenisten fast allgemein abgelehnt und 1748 in Rom auf den Index gesetzt wurde.

Durch diese Verurteilung des „Pichonismus“ wurde die Verbreitung der öfteren und täglichen Kommunion abermals gehemmt und die mehr zurückhaltende Tendenz der „Realisten“ erneut gefördert, hauptsächlich durch den Einfluß des großen Anti-Jansenisten Alfons von Liguori (1696—1787), dessen hohe Autorität die meisten Moralisten und Aszetiker seines und des nächsten Jahrhunderts für die strengen eucharistischen Forderungen sehr geneigt machte. So kam es, daß die Überzeugung, die laue gegenwärtige Christenheit könne nicht so oft kommunizieren wie das heroische Urchristentum, immer allgemeiner wurde, und Papst Innozenz XI. und Benedikt XIV. die Seelsorger anwiesen, die häufige oder tägliche Kommunion nur wenigen anzuraten. Die tägliche Kommunion war und blieb das Privileg einer Elite, eine Ausnahme, gegenüber der die schwachen Reformversuche eines Dupanloup (1855) und Gerbet (1829) völlig machtlos waren.

Doch standen die providentiellen Kräfte, die das christliche Volk dem Tisch des Herrn wirklich näherbringen konnten, schon bereit: an zeitlich erster Stelle die Bemühungen der Führer der katholischen Restauration, die durch das eifrige Studium der Väter das Wesen der Kirche und ihre Liturgie neu und tiefer erfaßten und von daher den eucharistischen Eifer der Urkirche ihren Zeitgenossen als ideales Ziel vor Augen stellten. Für Deutschland verdienen unter diesem Gesichtspunkt Männer wie Sailer, Hirscher, der junge Möhler, Binterim, die späteren Bischöfe Räß und Weis und nicht zuletzt F. A. Staudenmaier rühmlich erwähnt zu werden. In Frankreich war es Abt Prosper Guéranger, der kompromißlose Wiederhersteller des römischen Missale und Breviers, der in seinem bändereichen „Liturgischen Jahr“ (1841 bis 1866) weitesten Kreisen das liturgische Beten und eucharistische Leben mit der Kirche erschließen half. In England war es Newman, der das sakramentale Leben im Geist der christlichen Urzeit stark erneuerte und neben ihm Wisman, der sich mit Nachdruck gegen jene wandte, die aus dem „Sakrament der Liebe“ das Sakrament der Furcht machten.

An zeitlich zweiter Stelle waren es die Erklärungen Papst Leos XIII. (1878 bis 1903), die der Verbreitung der häufigen und täglichen Kommunion weit die Tore öffneten. Von 1885—1891 reformierte er die Kommunionfrequenz der Laienbrüder und der Klosterfrauen, denen durch die Entscheidungen der römischen Kongregationen der tägliche Gang zum Tisch des Herrn Schritt für Schritt ermöglicht und erleichtert



wurde. Zunächst wurde in Erinnerung gebracht, daß es ausschließlich das Recht des Beichtvaters sei, unabhängig von den Obern jedem einzelnen Pönitenten die tägliche Kommunion zu erlauben, „nach dem Rat bewährter Autoren, besonders auch des hl. Alfons“. Dann wurde erklärt, daß die Bestimmungen der Ordensregeln über gewisse gemeinschaftliche Kommunionstage nur Empfehlungen, keine Gebote seien und alle dem entgegenstehenden Traditionen an dieser Neuerung nichts änderten.

Als diese Reform im Dekret *Quemadmodum* vom 17. 12. 1891 von Leo XIII. feierlich bestätigt wurde, wußten nur wenige, daß für die öftere Kommunion eine neue Ära heraufkommen sollte. Der Allgemeinheit wurde es erst offenbar durch die Enzyklika „*Mirae Caritatis*“ vom 28. Mai 1902, in der der Papst die katholischen Völker des Erdkreises aufforderte, den öfteren Eucharistieempfang wieder aufleben zu lassen. Die Kommunion sei die unentbehrliche Speise für das Leben in der Welt, die Quelle aller Tugenden, der Mittelpunkt der christlichen Frömmigkeit. Darum sei es ein ganz gefährlicher Irrtum, das tägliche Brot der Seele nur für wenige zu reservieren; es sei Gemeingut aller, um in der Gnade und Liebe wachsen zu können. Darum müsse mit allen Vorurteilen, allen leeren Befürchtungen, allen Scheingründen, die für eine zeitweilige Kommunionenthaltung vorgebracht würden, gebrochen werden. Die Priester, die beauftragten Künder und Ausspender der heiligen Geheimnisse, könnten dem eucharistischen Christus für die Ehre ihrer Priesterweihe durch nichts besser danken, als durch die Hinführung der Seelen zu den Heilsquellen des eucharistischen Sakraments und Opfers.

Diese herrlichen Worte Papst Leos XIII. fielen auf fruchtbaren Boden, besonders bei den Mitgliedern der eucharistischen Kongregationen, Bruderschaften und Aktionen, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts teils neu gebildet, teils weiter ausgebreitet hatten. Die „Ewige Anbetung“ bei Tag und Nacht, die „Sühneanbetung“ mit Sühnemesse und Sühnekommunion, das Gebetsapostolat, die eucharistischen Kongresse, die von Eymard († 1868) gegründete Kongregation der „Priester vom allerheiligsten Sakrament“ — diese und andere eucharistische Vereinigungen waren die letzte unter den drei Mächten, die den Sieg der täglichen oder fast täglichen Kommunion vorbereiten halfen.

Doch auch außerhalb dieser eucharistischen Kreise fehlte es nicht an Männern, die sich vor und mit Leo XIII. für die Hebung der Kommunionfrequenz einsetzten, z. B. J. Frassinetti († 1868) und Mgr. Ségur († 1881) und später Julius Lintelo S. J., die durch die Übersetzung ihrer Schriften auch in Deutschland weit bekannt wurden.

Ihnen gegenüber hielten andere, auch nach dem Erscheinen der Enzyklika „*Mirae Caritatis*“, daran fest, daß die tägliche Kommunion nur dann zu empfehlen sei, wenn jede Anhänglichkeit an die läßliche Sünde behoben und die gebührende Andacht und Ehrfurcht gegeben sei. Eine in diesem Sinne lang und gewissenhaft vorbereitete Kommunion würde die durch den Alltagsempfang gewöhnlich gewordene an Fruchtbarkeit weit übertreffen. Letztere sei zwar nicht unwürdig, aber zu einem so großen Teil unwirksam, daß sie der Seele wenig nütze, unter Umständen ihrem Fortschritt sogar schade.

Wieder andere, darunter so hervorragende Moralisten wie z. B. Aertnys, Lehmkuhl, Genicot, Tanqueray, Noldin, folgten mit größeren oder kleineren Vorbehalten der Lehre des hl. Alfons und vertraten in etwa folgenden Standpunkt: Die *Wochenkommunion* für alle ohne jede Ausnahme, die die Todsünde grundsätzlich überwun-

den haben und alles tun, um im Gnadenzustande zu beharren. Die *häufige* Kommunion, d. h. diejenige, die außer am Sonntag auch noch ein oder mehrere Male in der Woche empfangen wird, für solche, die das gewohnheitsmäßige bewußte Sündigen grundsätzlich meiden und sich anstrengen, gelegentliche Rückfälle durch Abtötung der bösen Neigungen auszuschließen und ernst nach standesgemäßer Tugend zu streben. Die *tägliche* oder fast tägliche Kommunion für diejenigen, die die unter 2 genannten Bedingungen vollkommener erfüllen und durch den systematischen Gebrauch der zur Vollkommenheit nötigen Mittel zum Kommunionempfang so disponiert sind, daß sie nach einer entsprechenden Vorbereitung und Danksagung der Fülle der sakramentalen Gnaden teilhaftig werden.

Daß diese kasuistisch differenzierten und oft nur mit Hilfe des Beichtvaters praktisch anwendbaren Richtlinien von den Vertretern der andern Richtung scharf kritisiert und abgelehnt wurden, ist verständlich. Wie lebhaft es dabei zuging, zeigen die fünf Kontroversschriften zwischen dem Redemptoristen Godts und dem Jesuiten Lintelo, die um so beachtenswerter sind, weil vier davon gerade in das Jahr 1905 fallen, in dem Papst Pius X. am 20. Dezember durch die Konzilskongregation sein erstes Kommuniondekret „*Sacra Tridentina Synodus*“ herausgeben ließ und allen polemischen Erörterungen über die Vorbedingungen zur öfteren oder täglichen Kommunion Stillschweigen auferlegte.

Dieses Schweigegebot ist schwer, und jeder Katholik ist streng daran gehalten, um den Sinn und Segen dieses tief einschneidenden Dokumentes nicht zu verwirren oder abzuschwächen. Denn von nun an muß der Zutritt zur häufigen, ja täglichen Kommunion allen Gläubigen jeden Ranges und Standes offenstehen. Niemand darf davon abgehalten werden, der im Gnadenstand und in der rechten und frommen Gesinnung hinzutreten will. Im Gnadenstand befindet sich jeder, der keine schwere Sünde auf dem Gewissen hat. Der rechte Geist aber ist gegeben, wenn man zum Tisch des Herrn hinzutritt nicht deshalb, weil es einmal so Brauch und Übung ist, oder aus Eitelkeit oder anderen menschlichen Rücksichten, sondern 1. um dem Wunsche Gottes zu entsprechen; 2. um in Liebe inniger mit ihm vereint zu werden und besonders 3. um die göttliche Arznei gegen seine Schwächen und Fehler zu erhalten.

Es wäre allerdings, so fährt das Dekret fort, sehr förderlich, daß jene, die häufig oder täglich kommunizieren, frei wären von läßlichen Sünden, wenigstens von ganz überlegten und aus Anhänglichkeit geduldeten. Nichtsdestoweniger genügt, so wird ausdrücklich erklärt, das Freisein von Todsünden mit dem Vorsatz, in Zukunft nicht mehr schwer zu sündigen. Ist dieser aufrichtige Wille vorhanden, dann kann es, nach der Überzeugung des Papstes, nicht ausbleiben, daß die täglichen Kommunikanten allmählich auch von läßlichen Sünden und der Anhänglichkeit an sie frei werden.

Weil aber die Sakramente des Neuen Bundes, obgleich sie ihre Wirkung durch ihren Vollzug erreichen (*ex opere operato*), um so größere Gnadenwirkungen hervorrufen, je besser die Empfänger seelisch zugerüstet sind, so fordert das Dekret (als *opus operantis*), daß der heiligen Kommunion eine gute Vorbereitung vorausgehe und eine angemessene Danksagung nachfolge. Natürlich entsprechend den Kräften, Verhältnissen und Verpflichtungen jedes einzelnen.

Damit der häufige und tägliche Kommunionempfang mit größerer Klugheit geschieht und seine reichen Verdienste noch vermehrt werden, soll der Beichtvater

um Rat gefragt werden; ein Recht zur Verweigerung ist ihm aber nicht gegeben, wenn der Gnadenstand und die rechte Gesinnung vorhanden sind.

Als sichere Früchte des häufigen und täglichen Eucharistiegenusses werden angegeben: 1. innigere Vereinigung mit Christus; 2. reichlichere Ernährung des geistlichen Lebens; 3. freigebigere Ausstattung der Seele mit Tugendkräften; 4. eine gesicherte Anwartschaft auf die ewige Seligkeit.

Um dieser Früchte willen sollen, wie das Dekret fordert, Pfarrer, Beichtväter und Prediger alle Gläubigen oft und eindringlich zum Tisch des Herrn einladen, namentlich in Ordenshäusern, Priesterseminarien und allen anderen Erziehungsanstalten. Damit aber alle Ordensleute die neuen Bestimmungen auf rechte Weise kennen lernen, wird es den Hausobern zur Pflicht gemacht, das Dekret alle Jahre während der Oktav des Fronleichnamfestes in der Landessprache öffentlich verlesen zu lassen. Ferner wird ausdrücklich betont, daß die in den Ordensregeln vorgesehenen Gemeinschaftskommunionen fortan nur ein Minimum bedeuten, durch das der Zugang zum Maximum in keiner Weise erschwert oder gar verhindert werden dürfe.

Was bei diesen Forderungen schon beim Lesen auffällt, ist ihre Einfachheit, Klarheit und Festigkeit, die dem Schwanken der Vergangenheit ein Ende setzt und theoretische und praktische Fragen löst, über die sich Theologen seit Jahrhunderten gestritten und unter denen nicht wenige heilige Seelen stark gelitten hatten. Wer sich aus der vorausgeschickten Kommuniongeschichte noch an Einzelheiten erinnert, merkt leicht, welche Irrtümer der Papst berichtigte, welche Strengheiten er milderte und warum er verdiente, als der Papst vom „heiligsten Sakrament“ gepriesen zu werden. Obwohl sein erstes Kommuniondekret (Sacra Tridentina Synodus) keine letzte, unfehlbare Lehrentscheidung ist, verlangt es aufrichtige innere Zustimmung, die keinen Zweifel daran läßt, daß es die Christenheit zur eucharistischen Tradition der Urkirche zurückführen wollte, von der sich im Lauf der Jahrhunderte so viele verehrungswürdige Lehrer und Meister des geistlichen Lebens entfernt hatten.

Daß die tägliche Kommunion der große Gedanke seines ganzen Pontifikates war, zeigen die vielen Maßnahmen, die Pius X. zur Durchführung und Sicherung seines Dekrets getroffen hat. Am 14. Februar 1906 z. B. beseitigte er die Schwierigkeit, die viele von der häufigen Kommunion abhielt, die vermeintliche Notwendigkeit der häufigen Beicht, und erleichterte gleichzeitig die Bedingungen zur Gewinnung gewisser Ablassse. Am 11. August 1906 schuf er sich in der „Eucharistischen Priesterliga“ einen Stab gleichgesinnter und eifriger Mitarbeiter. Am 7. Dezember wurde für langwierige Kranke das Gebot der eucharistischen Nüchternheit gemildert und am 8. November die Erlaubnis erteilt, in jeder Privatkapelle die Kommunion zu spenden. Am 15. Dezember endlich wurde erklärt, daß auch die Kinder vom Tage ihrer Erstkommunion an zum häufigen Genuß der Eucharistie anzuhalten seien, eine Mahnung, die im Dekret „Quam singulari“ vom 8. August 1910 wiederholt und verschärft wurde.

Durch dieses zweite Dekret über die Früh- und Oftkommunion der Kinder, mit dem das eucharistische Lebenswerk Papst Pius X. in der Hauptsache abgeschlossen war, sollte die von ihm entfachte Kommunionbewegung in der Kirche für alle Zeiten gesichert werden. Das offenbaren seine prophetischen Worte, mit denen er den da und dort geäußerten Befürchtungen entgegentrat, seine Kommuniondekrete seien nicht lebensfähig und würden mit ihm sterben: „Wenn dem so ist“, erwiderte er,

„dann ist der gegenwärtige Papst unsterblich, denn seine Dekrete werden solange bestehen bleiben, wie die Kirche, deren Lehre sie weitergeben“. Pius X. täuschte sich nicht. Die katholische Welt nahm seine Reformen mit Dank und Freude auf. Besonders das Lehrdekret „Sacra Tridentina Synodus“ übte sofort mächtigen Einfluß aus. Theologen und Moralisten beeilten sich, die einschlägigen Abschnitte in ihren Werken umzuarbeiten und den Entscheidungen des allgemeinen Lehrers der Kirche anzugleichen. Nicht so allgemein war die Zustimmung zum Frühkommuniondekret der Kinder, das in einigen Ländern auf größeren Widerspruch stieß; in anderen war sie um so begeisterter und führte zur Gründung von nationalen eucharistischen Vereinen und Bündeln, die später in dem großen übernationalen Kinderkreuzzug ihren krönenden Abschluß fanden. Die Folge davon war, daß der Kommunionempfang rasch und merklich zunahm, besonders in Klöstern, Seminarien und Instituten, während er sich in der großen Masse des christlichen Volkes nur schwer und langsam durchsetzte. Hier waren es, neben anderen Vorurteilen, besonders die heimlichen Nachwirkungen des Jansenismus, die der Verbreitung der häufigen Kommunion hinderlich im Wege standen.

#### *Von Pius X. bis heute*

Um so mehr bemühten sich die Kardinäle Gennari, Gasparri und Jorio und in Frankreich namentlich die Jesuiten Cros und J. Lintelo, die Herzen der Gläubigen für die neue Kommunionpraxis zu gewinnen. Auch Papst Benedikt XV. hat sich vom Anfang seines Pontifikates an tatkräftig für die eucharistischen Ideale seines Vorgängers eingesetzt. Öffentliches Zeugnis dafür war das von ihm, Pfingsten 1917, veröffentlichte Gesetzbuch des kirchlichen Rechtes, in dem die wesentlichen Bestimmungen der Dekrete Pius X. endgültig kanonische Geltung und Bedeutung erhielten.

Die eucharistischen Gedanken Papst Pius XI. fanden, um von anderen gelegentlichen Willensäußerungen abzusehen, ihren ersten öffentlichen Ausdruck in den Kommentaren, die der damalige Sekretär der Sakramentenkongregation Msgr. Jorio in seinem Auftrag in den Jahren 1928 und 1931 veröffentlichte. Sie gingen aus von dem Grundsatz, der klare und deutliche Wille Papst Pius X. sei der Wille Gottes selbst, und fanden 1938 ihren ergänzenden Abschluß in dem vertraulichen Schreiben, das am 8. 12. an die Bischöfe und höheren Ordensobern erging. Es richtet sich gegen gewisse Mißbräuche, die sich besonders in Klöstern, Seminarien und kirchlichen Erziehungsanstalten bei der täglichen Kommunion gebildet hatten und traf Vorichtsmaßnahmen, um unwürdige oder mehr oder minder unfruchtbare Kommunionen zu verhindern. Grundsätzlich wurde erklärt, daß die häufige und tägliche Kommunion nicht geboten sei und nur empfangen werden dürfe, wenn die notwendigen Bedingungen erfüllt seien. Dazu gehöre auch der Rat des Beichtvaters, der aus Gründen der Klugheit und größerer Verdienstlichkeit eingeholt werden müsse. Als allgemeine Regel und Richtschnur wurde aufgestellt, daß da, wo die häufige und tägliche Kommunion in Übung sei, soweit als möglich, auch häufige und tägliche Gelegenheit zur sakramentalen Beichte zu geben sei. Mit allen Mitteln sei darüber zu wachen und mit aller Sorgfalt zu verhüten, daß durch Sünden und schuld bare Nachlässigkeiten der Sinn und Segen der Kommuniondekrete Papst Pius X. vereitelt oder wenigstens beeinträchtigt würden. Die Gefahr dazu sei mit der Praxis der häufigen und täglichen Kommunion offensichtlich wie von selbst gegeben im

Hinblick auf die Schwachheit der menschlichen Natur, der alles Gewohnheitsmäßige gering und unbedeutend würde.

Wie dies jeweils geschehen kann oder zu geschehen hat, ist nur aus der gläubigen Verbundenheit des Menschen mit Gott und aus einer betenden Aufgeschlossenheit gegenüber seiner inneren Führung auszumachen. Nur in ihrem Rahmen wird dem Menschen innerlich von Gott gesagt, wie er hier und jetzt — als Christ — mit seinem Eigentum, mit seinen ehelichen Rechten, mit seinen politischen Möglichkeiten so umgehen kann, daß er darin Glied Christi ist. Öffnet er sich dieser inneren Führung, folgt er ihr, so wird er immer wieder erfahren, daß sie ihn Wege des Opfers führt. Nicht er wählt sich diese Opfer aus, sondern der Geist Christi weist ihm sein Opfer an. In der ständigen Bereitschaft dazu, alles, was er irdisch hat und liebt, ja all seine Freiheit, zu lassen, liegt für den Christen in der Welt die Verwirklichung seiner evangelischen Armut, seiner Keuschheit, seines Gehorsams im Sinne der Räte.

Solches Leben unterscheidet sich offensichtlich von dem Leben der Nichtchristen. Es gibt dem Leben der Christen in der Welt eine eigentümliche Prägung, und diese prägt ebenso die Welt selbst. Das aber ist letztlich gemeint, wenn von der Verchristlichung der Welt gesprochen wird. Damit ist klar, warum solches Verhalten in der Welt immer dem Unverständnis derer begegnen wird, die es „nicht fassen können“. Und warum es aus dem gleichen Grund auch immer den Widerspruch der Welt hervorrufen wird. „Wenn wir von der Welt wären, würde uns die Welt als das Ihrige lieben. So aber sind wir nicht von dieser Welt“.

Wie das Opfer Christi zugleich Loslösung von der Welt ist und Eingang in eine neue Welt, in der die geopferte neu gewonnen erscheint, so das Opfer des Christen. Im Opfer wird ihm die Welt gleichsam neu geschenkt. Aber als eine geheimnisvoll verwandelte. So wie er selbst durch das Opfer mit Christus ein geheimnisvoll Verwandelter wird. Es wird gleichsam auch für ihn eine „neue Welt“. Auch das ist ihm nur im Glauben erkennbar. Faßbar aber wird es für ihn in den geheimnisvollen Tröstungen, die dieses Opfer begleiten. Er erfährt wirklich, daß er am meisten von dieser Welt hat, wenn er sie opfert — während sie ihn am meisten belastet, wenn er sie festhält.

In dieser allgemein christlichen Haltung bestärkt ihn in der Kirche jener Stand, in dessen äußerem Verhalten zu Eigentum, Ehe und sozialer Freiheit jenes Opfer sichtbar gelebt wird. Der Ordensstand ist eine ständige Sichtbarmachung dessen, was unsichtbar die Richtung aller Christen in der Welt ist. Er ist eine ständige Erinnerung an die Christen in der Welt, nicht aufzugehen in ihr, sondern über sie hinauszuwachsen — in allem. Und er ist selbst ein Opfer, das die Kirche in bestimmten Gliedern — in der Welt stehend — bringt, indem sie ihren Willen, selbst ganz der geopferte Leib des Herrn in all ihren Gliedern zu sein, sichtbar und sinnfällig zum Ausdruck bringt. Und nicht zuletzt auch der Segen dieses Opfers ist es, der, indem er allen Gliedern der Kirche zuteil wird, diesen mit dem Aufruf zur evangelischen Vollkommenheit auch die Kraft zu folgen vermitteln hilft.

Wie konsequent Papst Pius XII. die eucharistische Linie seiner Vorgänger weiterführte, trat klar zutage in der Instruktion der Konzilskongregation vom 14. Juli 1941, in der, unter Berufung auf das Dekret „*Sacra Tridentina Synodus*“, die Bischöfe der ganzen Welt aufgerufen wurden, die Gläubigen so zu unterrichten, daß sie, wenn möglich, täglich die heilige Messe mitfeiern und dabei jedesmal kom-

munizieren könnten. Anlässlich der Feier seines Bischofsjubiläums i. J. 1942 bezeichnete er es geradezu als sein Programm, in der Kirche von heute den Kommunion-eifer der Urchristenheit wieder aufleben zu lassen, weil ohne ihn die schweren Aufgaben der Gegenwart so wenig gelöst würden, wie die fast gleichen in der altkirchlichen Vergangenheit. Darum pries er es als ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß die unverminderte Liebe Jesu den „unvergleichlichen“ Papst Pius X. dazu angeregt hätte, den heutigen Gläubigen die eucharistischen Segensquellen in demselben Maße wieder zu erschließen, in dem sie den ersten Christen zugänglich waren. Ganz ähnliche Gedanken äußerte Pius XII. in seinem Rundschreiben über den mystischen Herrenleib vom 29. Juni 1943: „Wenn es in unseren traurigen und angstvollen Zeiten so viele gibt, die ihrem in der Eucharistie verborgenen Herrn so treu anhängen, daß sie weder Trübsal noch Angst, weder Hunger und Blöße, weder Gefahr, Verfolgung und Schwert von der Liebe zu ihm trennen könnten (Röm 8, 35), so ist dies ohne Zweifel der heiligen Kommunion zu verdanken. Nicht ohne besonderes Eingreifen der göttlichen Vorsehung wurde ihr häufiger Empfang von Kindestagen an gerade in unserer Zeit wieder eingeführt, um zur Quelle jener Tapferkeit zu werden, die nicht selten auch christliche Helden zu erwecken und zu erhalten vermag.“

Ganz eingehend behandelte Pius XII. die sakramentale Kommunion in seinem Rundschreiben über die heilige Liturgie „*Mediator Dei*“ vom 20. November 1947. Mit Pius X. knüpfte er an den Wunsch des Trienter Konzils an, die Gläubigen möchten bei der Messe nicht nur geistlicherweise, sondern auch sakramental kommunizieren, ging aber über seinen Vorgänger insofern hinaus, als er sich im folgenden nicht darauf beschränkte, die Vorzüge und Vorbedingungen der öfteren Kommunion auseinanderzusetzen, sondern ausführlich den Zusammenhang zwischen Messe und Kommunion darlegte. Als Frucht daraus ergab sich 1. die Mahnung, so oft kein nennenswerter Grund entgegensteht, die eucharistische Opferspeise während des Speiseopfers, d.h. nach der Kommunion des Priesters zu empfangen; 2. Die Empfehlung, den Gläubigen auf ihren Wunsch den Empfang der im gleichen Opfer konsekrierten Hostie zu ermöglichen; 3. Die Forderung, der Kommunion eine entsprechende private Danksagung folgen zu lassen, um mit dem göttlichen Erlöser Zwiesprache zu halten und der Früchte der heiligen Eucharistie in reichem Maße teilhaftig zu werden; 4. Die Einladung, daß alle Menschen jeden Standes, dem Wunsche Christi und der Kirche entsprechend, wenn möglich täglich in der heiligen Messe den Leib des Herrn empfangen möchten.

Da sich der Heilige Vater in dieser Einladung mit besonderer Eindringlichkeit an die Schuljugend, die Eheleute und an die Arbeiter gewandt hatte, konnte es ihm auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß der häufigen Kommunion gerade in diesen, aber auch in anderen Kreisen das kirchliche Nüchternheitsgebot in seiner hergebrachten Form hinderlich im Wege stand. Darum wurde am 6. Januar 1953 in der Apostolischen Konstitution „*Christus Dominus*“ das eucharistische Fastengebot so weitgehend gemildert, daß es heute keinen Stand mehr in der Kirche gibt, dessen Gliedern der häufige Kommunionempfang nicht ermöglicht oder wesentlich erleichtert wäre.

Wir sehen deswegen davon ab, noch weitere Zeugnisse für das eucharistische Apostolat des gegenwärtigen Papstes anzuführen. Sie würden alle einstimmig be-

zeugen, daß er in der häufigen und täglichen Eucharistie das Prinzip und Fundament sieht, um die heutigen Christen zu jenem Opfergeist, jener Liebe, jener Einheit, Sittlichkeit und Vollkommenheit emporzuführen, ohne die ihm das zentrale Ziel seines Pontifikats — eine wahrhaft christliche Weltordnung — unerreichbar scheint. Daher auch die große Dankbarkeit und Verehrung, mit der er am 3. Januar 1951, am Tag der Seligsprechung Pius X., diesen als den „Papst der Eucharistie für unsere Zeit“ verherrlichte. Er feierte ihn als den begnadeten Geisteserben Jesu, mit dessen gottmenschlichen Gesinnungen der Liebe und des Erbarmens er so verwachsen war, daß er die jahrhundertalten Schranken, die selbst unschuldige Kinder vom göttlichen Kinderfreund im Tabernakel fernhielten, niederzulegen berufen war. Dadurch, daß der neue Selige den Menschen den eucharistischen Christus schenkte und die Menschen Ihm, wurde er für unzählige Seelen der Vermittler einer Vollkommenheit und Heiligkeit, die in der häufigen und täglichen Kommunion ihr letztes Fundament und ihre Norm und Form gefunden hat.

Daß dadurch nicht nur einzelne Menschen und Menschengruppen sittlich umgewandelt, sondern die ganze Kirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesegnet und befruchtet wurde, beweisen u. a. die Fortschritte der katholischen In- und Auslandsmission, das Aufblühen der „Weltlichen Institute“, die pastoral-liturgische Erneuerung der Pfarrgemeinden, die eucharistischen Kongresse, die Unsancta-Bewegung, besonders aber der Heroismus so vieler Männer und Frauen aus dem Laienstande, für die in den Tagen der Kirchenverfolgung der eucharistische Christus die siegreiche Kraft und Stütze war.

Daß viele Wünsche der Oftkommunion noch unerfüllt sind, und nicht alle Blüten des eucharistischen Frühlings zur erwarteten Frucht und Reife kamen, hat seine Gründe, über die noch zu reden sein wird. Sie tun aber dem Erreichten keinen Eintrag, so daß es bei den seherischen Worten bleibt, die Mgr. Ségur schon am 19. April 1880 niederschrieb: „Ich glaube, wenn ich Papst wäre, würde das Hauptziel meines Pontifikates darin bestehen, den Brauch der täglichen Kommunion wieder zu erneuern. Ich habe diese Idee Papst Pius IX mitgeteilt; aber vielleicht ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. Der Papst, der das auf Antrieb des Hl. Geistes tut, wird der Erneuerer der Welt sein“. Kurz darauf drückt er denselben Gedanken so aus: „Der Heilige, den Jesus braucht, um die Rückkehr zur eucharistischen Praxis der Urkirche herbeizuführen, wird der größte Wohltäter sein, den die Kirche je hervorbrachte“.

## *II. Erhellung der Geschichte*

Wenn aber dem so ist und die eucharistischen Reformen Papst Pius X. nur als besonderer Gunsterweis der göttlichen Vorsehung verstanden werden können, erhebt sich da nicht sofort die Frage, warum diese große Gnade nicht schon früher der Christenheit zuteil wurde, warum sie bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts warten mußte, bis die Schranken von der Kommunionbank entfernt wurden? Mit anderen Worten: Wenn, wie seit Pius X. alle Päpste sagen, der Stand der Gnade und die rechte Gesinnung genügen, um in der täglichen Kommunion die Ehrfurcht Gottes und noch mehr das Heil der Seelen in harmonischer Weise zu fördern, wie ist es dann zu erklären, daß in früherer Zeit die meisten Lehrer des geistlichen Lebens

einen anderen Standpunkt vertraten, und nur ganz wenige das tägliche Brot der Eucharistie empfangen durften?

Daß es nicht erst die rigorosen Jansenisten waren, die den Unterschied zwischen jetzt und einst verschuldeten, hat unser geschichtlicher Überblick wohl zu Genüge gezeigt. Schon tausend Jahre, bevor der Jansenismus aufkam, war die tägliche Kommunion für die Theologen zu einer Frage geworden, die sie theoretisch nicht ganz lösen und praktisch nicht allgemein befürworten konnten. Wohl gaben sie ihre Möglichkeit theoretisch gewöhnlich zu, machten aber ihren Empfang von so vielen und schweren Bedingungen abhängig, daß er praktisch für ganze Menschengruppen nicht in Frage kam. Auch nach und während der Herrschaft des Jansenismus gab es viele Nicht-Jansenisten, ja, Jansenisten-Feinde, die sich für die tägliche Kommunion überhaupt nicht einsetzten oder aber Bedingungen stellten, die in ihrer Strenge mit dem Kommuniondekret Papst Pius X. (Sacra Tridentina Synodus) unvereinbar sind. Die Frage, warum man so lange Zeit der täglichen Kommunion gegenüber reserviert blieb, ist also mit dem Hinweis auf den Jansenismus nicht beantwortet; ebensowenig durch die Berufung auf die angeblich seit der Frühzeit immer größer werdende Lauheit und Kälte der Christen; sonst hätte der große Rückgang des Kommunionempfangs wenigstens vor den Pforten der vielen, vom Reformgeist erfüllten Klöster haltmachen müssen.

Gewiß mußte im Römerreich nach Konstantins Bekehrung der Einstrom der heidnischen Massen und ihre oft nur äußerliche Bekehrung auf das religiös-sittliche Leben niederdrückend wirken, ebenso wie bei den nur oberflächlich christianisierten Germanenstämmen ein tieferes Verständnis für das eucharistische Leben sich nur langsam entwickeln konnte. Es war leichter durch die öffentliche Bußdisziplin den moralischen Sinn der Menschen aus der antiken griechisch-römischen Kulturwelt zu bilden und zu heben, als den neuen, meist arianisch gesinnten Völkern die richtige Haltung vor dem eucharistischen Christus beizubringen. Aber alle diese äußeren und inneren Schwierigkeiten, die jahrhundertlang die Erziehungsarbeit der Kirche so ungeheuer erschwerten, erklären nicht, warum der seltene Kommunionempfang auch in der Blütezeit des kirchlichen Lebens, auf der Höhe des Mittelalters, nicht nur fort dauerte, sondern in dem Maße sogar geringer wurde, als die Zahl der Messen sich häufte.

Dem Verständnis dieses Zustandes kommen wir einen Schritt näher, wenn wir daran erinnern, wie schwach im Bewußtsein der Gläubigen jener Tage der Zusammenhang zwischen Messe und Kommunion entwickelt war. In den ersten christlichen Jahrhunderten war die Feier des eucharistischen Opfers so sehr ein Gemeinschaftsakt des ganzen mystischen Herrenleibes, das ihn jedes seiner Glieder mitvollzog und durch den Genuß des eucharistischen Leibes vollendete. Hier war die Kommunion in erster Intention das Sakrament der Einheit und das Band der Liebe, das die Glieder Christi immer wieder mit ihrem Haupt und miteinander einte und heiligte. Diese nur in der heiligen Messe im Vollsinn realisierbare Idee der unio mystica trat im Mittelalter in den Hintergrund vor der stärker betonten Schätzung der Kommunion als individueller Seelenspeise, als eines Kraft- und Stärkemittels zur Erreichung der christlichen Tugend und Vollkommenheit. Da letztere ihrem Begriff nach nicht an die Mitfeier der heiligen Messe gebunden, weithin durch das Sakrament der Buße erlangt werden konnte, bereitete sich langsam eine Geisteshal-



tung vor, die zwischen Sakrament und Opfer nicht nur unterschied, sondern Kommunion und Messe praktisch voneinander trennte. Das geschah, natürlich unbewußt schon damals, als die Mönche an den vielen Tagen, an denen sie keine Meßfeier hatten, die Eucharistie sich selber spendeten, mit der Begründung, daß sie als Soldaten Christi gerade so auf eine Stärkung angewiesen seien wie die Krieger vor oder nach der Feldschlacht. Man sieht, die Kommunion als Seelenspeise erscheint so unabhängig vom heiligen Opfer, daß sie für viele zu einer in sich selber stehenden Übung wurde, für die der liturgische Zusammenhang mit der heiligen Messe kaum noch eine Rolle spielte.

Nachdem die Eucharistie so ihren natürlichen Ort verloren hatte und aus praktischen Gründen der Seelsorge entweder vor oder nach oder auch ganz unabhängig von der Messe ausgeteilt wurde, war es unvermeidlich, daß das Gefühl für die inneren Zusammenhänge zwischen Eucharistie und Opfer immer mehr schwand. Die Folge davon war, daß man der heiligen Messe zwar assistierte, aber nicht mehr oder nur in der Häufigkeit kommunizierte, als es das Streben nach Vollkommenheit zu erfordern schien. So hat die scharf akzentuierte Bedeutung der Eucharistie als Seelenspeise von der großen liturgischen Ordnung der ersten christlichen Jahrhunderte abgeführt und wohl mehr als äußere Hindernisse oder die kleine Zahl und der schlechte Wille der Volksseelsorger dazu beigetragen, daß im Mittelalter so wenig kommuniziert wurde.

Auch der vertiefte Glaube an den in der Hostie gegenwärtigen Herrn, der nach den eucharistischen Kämpfen des 12. Jahrhunderts die Anbetung und Verehrung des Altarssakramentes so gewaltig förderte, hat die Häufigkeit seines Empfangs nicht entsprechend gesteigert. Im Gegenteil glaubte man in weiten Volkskreisen, ihn durch den öfteren Anblick des erhobenen oder ausgesetzten Allerheiligsten und andere eucharistische Übungen, insbesondere auch durch die geistige Kommunion, irgendwie ersetzen zu können. Ebenso hat die ganz unliturgische Meinung, daß der Priester vertretungsweise für die ganze Gemeinde kommuniziere, der Kommunionhäufigkeit im Mittelalter sehr geschadet. Nach Durandus z.B. „ist der menschlichen Sündhaftigkeit wegen bestimmt worden, daß man dreimal im Jahre die sakramentale Kommunion nehme und der Priester täglich für uns“; ähnlich war im „Leben Jesu“ des Ludolf von Sachsen († 1377) zu lesen, daß die Eucharistie deswegen unser tägliches Brot heiße, weil wir es täglich genießen durch die Diener der Kirche, die dieses Sakrament für sich und die ganze Gemeinschaft empfangen.

Auch die Träger der Gegenreformation haben, unbeschadet ihrer großen Verdienste, nicht hinreichend erkannt, daß eine eucharistische Bewegung letzte Erfolge nur hat, wenn die Kommunion in das Meßopfer eingebaut und ihr täglicher Empfang als ein selbstverständliches Glied im Organismus des christlichen Lebens dargestellt und empfohlen wird. Darin liegt sicher einer der Gründe, daß sie in ihrem eucharistischen Apostolat bei der Wochenkommunion grundsätzlich stehen blieben, und mit und nach ihnen auch die meisten andern Theologen die sonntägliche Eucharistie als die richtige Norm und empfehlenswerte Praxis für Laien betrachteten.

### *Die Streitfrage der Theologen*

Daß sie dem Ideal der Kirche, der täglichen Kommunion, trotz all ihrer Bemühungen um einen häufigeren Empfang nicht näher kamen, hat allerdings seinen letzten und entscheidenden Grund darin, daß sie in der Frage nach den Bedingungen der öfteren Kommunion vor einem Problem oder besser, vor einem Geheimnis des Glaubens standen, dessen Lösung oder Enthüllung, wie die Geschichte zeigt, sich der Weisheit der Theologen entzieht und von Gott dem Lehr- und Hirtenamt seiner Kirche vorbehalten wurde. Jeder, der im Sinn der Kirche geistlich und sakramental kommunizieren will, mit anderen Worten, nicht nur die materiellen Gestalten von Brot und Wein, sondern, das darin verborgene Fleisch und Blut des Gottmenschen genießen will, weiß, daß er sich in dreifacher Hinsicht überlegen muß, ob er würdig ist, vor dem Angesicht des Herrn zu erscheinen. Richtet er seinen Blick auf den zu empfangenden heiligen Gott, dann kann er im Bewußtsein seiner Unheiligkeit nur mit Petrus rufen: „Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch“. Hört er aber auf die Stimme Jesu: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Mein Fleisch ist die Speise für das Leben in der Welt. Ich will, daß ihr das Leben habt, und das Leben in der Fülle“, — dann faßt er Vertrauen, und von der Erlöserliebe Christi angezogen, wird er im Gefühl seiner seelischen Leere und sittlichen Ohnmacht nur antworten können: „Herr, gib mir für immer dieses Brot!“ Wirft er aber nach der Mahnung Pauli einen prüfenden Blick auf sich selbst, dann kann er mit dem Hauptmann im Evangelium nur sagen: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, dann ist dein Knecht gesund“.

Entsprechend dem Gewoge dieser sich widerstreitenden Beweggründe in der Seele des Kommunikanten, finden sich auch in der zweitausendjährigen Kommuniongeschichte drei ganz verschiedene, aber typische Verhaltensweisen: die eine ist der Rigorismus der Jansenisten, die aus der Ehrfurcht vor Gott eine Phobie, eine Angstpsychose machten, die in radikaler Verkennung des eucharistischen Herzens Jesu, ja des Sinnes der Menschwerdung überhaupt, die Beichtstühle entvölkerten, die Kommunionbänke leerten und darum von der Kirche verurteilt wurden. Die zweite ist die Unbefangenheit der Christen der ersten drei Jahrhunderte, die sich durch ihre Neugeburt in der Taufe so als Kinder Gottes und Glieder Jesu Christi fühlten, daß sie kein Bedenken trugen, das Fleisch und Blut ihres erhöhten Herrn als ihre tägliche Seelennahrung zu betrachten und in sich aufzunehmen. Diese Haltung schien den Theologen der Folgezeit zu viele Gefahren in sich zu bergen. Sie erinnerten daran, daß schon Paulus Anlaß hatte, die Korinther (1 Kor 11, 28) zur Besinnung und Selbstverurteilung aufzufordern und ihnen mit dem Gericht Christi zu drohen, weil sie so ehrfurchtslos waren, bei ihren Herrenmählern den Leib des Herrn einer gewöhnlichen Speise gleichzusetzen.

Diese vom Apostel verlangte Selbstprüfung, die im Laufe der immer feiner werdenden kirchlichen Bußdisziplin nicht mehr bloß als Forderung sakramentaler Buße für „Kriminal-Sünden“, sondern auch als Gebot der jeder Kommunion vorausgehenden Ohrenbeichte verstanden wurde, ist der eine — und das immer größer werdende Staunen über die Wunder der Transsubstantiation der andere Grund, warum im Gegensatz zur unreflektierten Zuversicht der Frühzeit eine Theologie der Scheu

und Zurückhaltung entwickelt wurde, die mehr auf die menschliche Schwäche als auf das gottmenschenliche Erbarmen sah und deswegen auch die Frommen davon abhielt, sich öfters den ehrfurchtgebietenden Mysterien zu nahen. Dabei wurde das Wort der Zwölfapostellehre „*Sancta sanctis*“ so betont, daß man zeitweilig nicht davor zurückschreckte, selbst alttestamentliche Reinigkeitsvorschriften zu Hilfe zu nehmen, um Frauen und Eheleuten, Kommunionenthaltung oder -aufschub zur Pflicht zu machen. Auch an das Fasten und Beten der Geschäftsleute wurden fast klösterlich anmutende Forderungen gestellt, die selbst Gutwillige entmutigten und von der Kommunionbank zurückhielten. Ganz allgemein wurden die Bedingungen für den Kommunionempfang so verschärft, daß die Freiheit von Todsünden nicht genügte, sondern positiv eine Angleichung an das Beispiel Jesu verlangt wurde, eine *unio moralis* vor der sakramentalen *unio mystica*, die man rückwärtsschauend heute nur als eine folgenschwere Überforderung der Laien werten kann.

### *Ausgleich zwischen Ehrfurcht und Liebe*

Aber man vergesse nicht, daß sie im Dienste einer religiösen Ehrfurcht stand, die aus der häufigen eucharistischen Feier unter allen Umständen Routine und Gedankenlosigkeit ausschließen wollte. Die damaligen Theologen befanden sich in einem peinlichen Dilemma, aus dem sie keinen Ausweg fanden: hielten sie die Gläubigen aus Ehrfurcht von der heiligen Hostie fern, so verweigerten sie ihnen das Brot des ewigen Lebens. Machten sie ihnen den Zugang zum Tisch des Herrn zu leicht, so war zu befürchten, daß sie das Gericht Christi in sich hineintranken. Es fehlt nicht an Zeugnissen, aus denen wir ersehen, wie schwer diese Alternative die Bischöfe und ihre Theologen quälte. Was sollten sie wählen? Ehrfurchtsvolle Seltenheit oder ehrfurchtslose Häufigkeit? Da sie eine dritte vermittelnde Verhaltensweise nicht sahen, entschieden sie sich für die erste und entwickelten jahrhundertlang eine eucharistische Theorie und Praxis der Ehrfurcht, die von Gregor dem Großen an bis zum Laterankonzil immer strengere Forderungen stellte und dem täglichen Kommunionideal der Kirche nur in Ausnahmefällen gerecht wurde.

Man sieht, die Frage nach der Kommunionhäufigkeit war im Grunde keine Zahlenfrage, sondern ein mühsames Suchen und Tasten nach den Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen die Ehre Gottes gewahrt und das Heil der Seelen wirksam gefördert wurde. Daß den Theologen der Ausgleich der hier vorliegenden Spannung nie gelang, läßt darauf schließen, daß er nur von Gott durch die lehrende Kirche verkündet werden konnte.

Man geht darum nicht fehl, in der Geschichte der Oftkommunion die göttliche Vorsehung am Werke zu sehen, nach deren Plänen Generationen um Generationen zur ehrfürchtigen Zurückhaltung erzogen werden sollten, bevor ihnen die Kirche die Wege zum täglichen und vertraulichen Umgang mit dem Herrn im Sakrament allgemein freigeben konnte. Aus welchen religiösen Gründen ihr die Theologen hierin nur zaghaft vorausgingen, haben wir gesehen. Sehr bezeichnend sind auch die Antworten, die einige ihrer größten Vertreter auf eine diesbezügliche Frage gaben. Als Augustinus um Entscheidung gebeten wurde, was vorzuziehen sei, häufig zu kommunizieren oder sich, der besseren Vorbereitung wegen, zurückzuhalten, gab er für das praktische Verhalten zunächst den Rat, der ernste und kluge Christ halte sich am

besten an den Brauch seiner Kirchengemeinde. Als er aber prinzipiell die Frage lösen wollte, wagte er keine eindeutige Stellungnahme, sondern gab die ausweichende Antwort, daß man sich für das eine wie für das andere aus gleich guten Gründen entscheiden könne, da beide Verhaltensweisen von der gleichen Ehrfurcht vor dem Herrn getragen seien, die eine, die es nicht wage, ihn täglich zu empfangen, die andere, die es aus dem gleichen Grunde nicht verantworten könne, auch nur an einem Tag ihn nicht bei sich aufzunehmen. Darum solle man in dieser Frage nicht streiten, sondern jedem überlassen, was er nach seinem Gewissen als seine Pflicht erachte. Es stritten ja auch nicht Zachäus und jener Hauptmann miteinander, obwohl der eine von ihnen den Herrn mit Freuden aufnahm, indes der andere sagte, o Herr, ich bin nicht würdig . . . Beide ehrten den Erlöser auf verschiedene und sozusagen entgegengesetzte Weise.

Dasselbe Problem beschäftigte auch den hl. Thomas. Auf den Einwand, daß dem Sakrament, in dem der ganze Christus enthalten sei, die größte Ehrfurcht gebühre, zu dieser es aber gehöre, sich des Sakramentes zu enthalten, erwiderte er, daß die Ehrfurcht eine Furcht mit Liebe sei, eine Liebe, aus der das Verlangen nach dem Genuß (*desiderium sumendi*) erwachse, während aus der Furcht die Demut der Verehrung (*humilitas reverendi*) komme. Darum gehöre beides zur Ehrfurcht vor diesem Sakrament: sowohl daß man es täglich empfangen, als auch daß man sich bisweilen davon enthalte. Liebe und Hoffnung aber hätten vor der Furcht den Vorzug. Stelle man daher aus Erfahrung fest, daß die tägliche Eucharistie den Liebesfeuer steigere und die Ehrfurcht nicht mindere, solle man alle Tage kommunizieren. Sollte sich aber herausstellen, daß der tägliche Empfang die Ehrfurcht verringere, ohne das Liebesfeuer viel zu vergrößern, solle man sich zeitweilig enthalten, um dann mit mehr Ehrfurcht dem heiligen Tisch zu nahen. Jeder möge für sich selbst entscheiden, in welchem Maße ihm die zeitweilige Haltung guttue<sup>2</sup>. Diese theologisch erleuchtete Regel des hl. Thomas ist von einer beachtenswerten Ausgeglichenheit und sollte von Beichtvätern, die zu raten haben, auch heute wohl erwogen werden. Sie verbindet Ehrfurcht und Liebe in der Seele des Kommunikanten zu einer fruchtbaren Spannungseinheit und fußt auf der damals allgemein geteilten Erfahrung, daß „aus der häufigen Feier Geringschätzung entsteht und aus der seltenen die Ehrfurcht vor dem Sakramente wächst“ (Petrus von Blois, † um 1204).

Nicht so klar und eindeutig war der Standpunkt des hl. Franz von Sales, der sich mehr von der Logik seines liebenden Herzens als vom Imperativ theologischer Prinzipien leiten ließ. Im zweiten Teil seiner „Einführung in das fromme Leben“ forderte er für die wöchentliche und tägliche Kommunion außer der Freiheit von der Todsünde und dem grundsätzlichen Bruch mit der läßlichen Sünde noch so viel andere weitergehende sittliche Leistungen, daß man nach seiner Weitherzigkeit in der Philothea und in seinem Briefwechsel daran zweifeln darf, daß er sich in seiner eigenen privaten Seelenführung daran gehalten hat. So z. B. wenn er durch den Mund der Philothea erklären läßt, daß zwei Arten von Menschen oft kommunizieren müssen: die Starken, damit sie nicht schwach, und die Schwachen, daß sie stark werden. Die Kranken, damit sie gesund und die Gesunden, damit sie nicht krank werden. Diejenigen, die nicht viel weltliche Geschäfte haben, weil sie Zeit dazu besitzen, und die Vielbeschäftigten, weil sie es notwendig hätten. Alle sollten das heilige

<sup>2</sup> S. theol. III q. 80, ad. 3 u. 4 Sent., Dist. 12, q. 3, a. 1.

Sakrament empfangen, damit sie lernten, es gut zu empfangen. Wer dessen Schönheit, Güte und Reinheit anbetet und genießt, wird selber ganz schön, gut und rein. Wenn das die Richtlinien seiner Seelsorge waren, versteht man, daß er nicht nur eine Heilige, wie Johanna von Chantal zur öfteren Kommunion anhielt, sondern auch andere weniger auserwählte Seelen zum wöchentlichen und fast täglichen Empfang einlud, z. B. jene, Mère A. Arnauld, der er das Leitwort schrieb „Communiez hardiment“, obwohl sie sicher keine Heilige war.

Nimmt man zu diesen besprochenen drei Stellungnahmen noch hinzu, was früher über die eucharistischen Regeln des hl. Alfons gesagt wurde, dann kann man sich in etwa eine Vorstellung davon machen, wie verschieden die Bedingungen waren, die bis auf Pius X. von den Lehrern des geistlichen Lebens für die häufige Kommunion gestellt wurden. Wohl kannten und anerkannten sie das Ideal der Kirche und ihren oft ausgesprochenen Wunsch der täglichen Laienkommunion. Aber immer wieder stießen sie in den Entscheidungen der Konzilien auf Worte und Wendungen, nach denen sie sich für berechtigt hielten, den Grad der Kommunionhäufigkeit am Grad des geistlichen Lebens abzumessen oder mit andern Worten, für den täglichen Kommunionempfang viel höhere sittliche Leistungen vorauszusetzen als für die Wochen- oder Monatskommunion. Daß bei dieser theologisch-menschlichen Rationierung der eucharistischen Seelenspeise das Heil des Christenvolkes aufs ganze gesehen zu kurz kam, nahmen sie, der Ehre Gottes zuliebe, in Kauf.

In der ersten Phase der Wiedereinführung der öfteren Kommunion hatten zwar auch die Theologen erklärt, daß man die Ehre Gottes am meisten fördere, wenn man ihn in der Eucharistie öfters empfangt. Aber sobald die Zahl der Kommunionen eine gewisse Höhe erreicht hatte, setzten Bedenken und Beschränkungen ein, die nur zum Teil durch Übertreibung und Mißbräuche in der neuen Praxis gerechtfertigt waren und in ihrer theoretischen Begründung die Unterscheidung zwischen den wesensnotwendigen und nur wünschenswerten Dispositionen fast allgemein vermissen ließ.

### *Das Eingreifen Gottes*

Faßt man von diesem geschichtlichen Hintergrund aus das Kommuniondekret Papst Pius X. vom Jahre 1905 ins Auge, so wird im Ernst wohl niemand daran zweifeln, daß es nicht das Ende einer theologischen Entwicklung, nicht das Ergebnis menschlicher Bemühungen überhaupt, sondern das vom Heiligen Geist inspirierte Wort Gottes ist. Von ihm erleuchtet und in seinem Auftrag verkündet Pius, daß der von Christus dem Herrn und der katholischen Kirche gewünschte Grad der Häufigkeit die tägliche oder fast tägliche Kommunion ist, daß deren Ziel nicht so sehr darin liegt, daß der Herr verehrt und verherrlicht oder die Tugendhaftigkeit der Gläubigen anerkannt und belohnt werde, sondern hauptsächlich darin, daß die Christen durch die sakramentale Gottvereinigung Kraft gewinnen zur Beherrschung des begehrlichen Fleisches, Nachlassung erhalten der lässlichen und Schutz gegen die schweren Sünden, denen die Menschen in ihrer Gebrechlichkeit sonst zum Opfer fallen; daß darum niemand am Empfang dieser Arznei gehindert werden darf, der im Gnadenstand und mit rechtem und frommem Geist (*recta piaque mente*) zum Tisch des Herrn gehen will.

In dieser festen, von Gott verliehenen Glaubensgewißheit schritt der Papst über alle menschlichen Bedenken souverän hinweg, ließ sich durch die Einwände der Theo-

logen ebensowenig bestimmen wie durch die Warnungen der praktischen Seelsorger, weil er innerlich ganz sicher war, daß weder routinierte Ehrfurchtslosigkeit noch eitle menschliche Selbstgefälligkeit zu fürchten sind, wenn man die tägliche Kommunion empfängt, um dem Wunsche Gottes zu entsprechen, mit ihm vereinigt und von den sündhaften menschlichen Schwächen befreit zu werden. Daraus dürfen wir aber auch schließen, daß der von Pius geforderte Kommuniongeist nicht ausgelöscht wird, wenn sich bisweilen die lähmende Macht der Gewohnheit oder unvermeidliche menschliche Selbstgefälligkeiten beim täglichen Kommunionempfang geltend machen.

Gerade daraus wird klar, woran das eigentliche Göttliche der Kommuniondekrete Papst Pius X. zu erkennen ist. Daran, daß in ihnen die allerheiligste Eucharistie als eine Fortsetzung der Menschwerdung genommen wird mit allen ihren Konsequenzen, die damit für Jesu menschliche Natur gegeben sind. Seit er Mensch unter Menschen wurde, kann man mit ihm umgehen, wie mit jedem andern Menschen, man kann ihn küssen und verraten, umarmen und sein Herz durchbohren, eine Behandlungsweise, der er sich in seinem eucharistischen Dasein nicht entzieht, sondern der er sich von der ersten Abendmahlstunde an freiwillig aussetzte und der er sich unterwirft, bis daß er wiederkommt. Bis dahin wird man ihn auch in der heiligen Eucharistie mit liebenden Augen begrüßen, mit geweihten Händen berühren und gereinigten Herzens essen; man wird ihn aber auch wie Judas verraten, mit Hohn und Spott behandeln und ihn sogar oft auch im Sakrament der Liebe mit einer Gleichgültigkeit und Lauheit empfangen, für die die Herz-Jesu-Verehrung eine neue Form der Sühne geschaffen hat.

Versteht man von daher nicht besser, daß Moralisten und Aszetiker jahrhundertlang gezögert haben, den Menschen ganz allgemein den täglichen Zugang zum Tisch des Herrn freizugeben und daß gerade die Heiligen unter ihnen sich nur unter erschwerten Bedingungen dazu verstehen konnten? Gottes unbegreifliche Liebe allein war imstande, die eucharistischen Wege zum Herzen seines Sohnes auszudenken und für die Christenheit in der jetzigen Breite und Weite zu erschließen.

Darum hat Gott vor bald 50 Jahren durch Papst Pius X. gesprochen und klar und deutlich die Bedingungen festgesetzt, an die wir uns für die Erlaubtheit und erhöhte Fruchtbarkeit der häufigen und täglichen Kommunion zu halten haben. Das ist gegenwärtig um so nötiger, als Stimmen laut geworden sind, die ihrer Enttäuschung und Resignation vor den vielen Schwierigkeiten und berechtigten Klagen unverhohlenen Ausdruck verleihen. Ist nicht der häufige Kommunion-Empfang bei vielen unerwartet unfruchtbar geblieben? Hat sich nicht vielerorts eine erschreckende Oberflächlichkeit im Empfang dieses heiligsten Sakramentes herausgestellt? Alle diese Tatsachen sind nicht zu leugnen. Aber sie werden nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man zur früheren Praxis der Enthaltung oder Einschränkung zurückkehrt. Was notwendig ist, ist eine vertiefte eucharistische Erziehung, bei der im Sinne der Kirche nicht nur auf die Häufigkeit, sondern auch auf die Sorgfalt bei der Vorbereitung und Danksagung für das himmlische Brot erhöhter Wert zu legen ist. Dann wird die Ehrfurcht von selber blühen, für die in der Kirche nicht ohne Grund jahrhundertlang geeifert und entbehrt wurde. Die Geschichte lehrt, daß der Segen der Eucharistie um so größer ist, je inniger bei ihrem Empfang Ehrfurcht und Liebe miteinander vereinigt sind, mit andern Worten, wenn das *desiderium sumendi* durch das *desiderium reverendi* ergänzt und geheiligt wird.